



Spielen mit Form und Farbe und damit einen Raum schaffen, wo sonst nur Fläche ist: Dagobert Peches seidene Stoffbahn „Regenbogen“ aus dem Jahr 1919.
BILD: SN/MAK - MUSEUM FÜR ANGEWANDTE KUNST

Lebendig im Regenbogenraum

Poppig nach über 100 Jahren: Das MAK zeigt, warum die Designs von Dagobert Peche immer noch überwältigen.

BERNHARD FLIEHER

WIEN. Knapp vor dem Ende erinnert man sich noch einmal an den Anfang. Da hängt ein Kleid von Andreas Kronthaler und Vivienne Westwood aus deren Kollektion von 2021. Ein dunkler Stoff, über den sich ein Muster rankt. Sieht aus wie ein Farn. Daneben eine Stoffbahn, gut 100 Jahre älter. „Pandora“ heißt sie. Auf dunklem Stoff rankt sich ein Muster, das aussieht, nun ja, wie Farn. Es stammt von Dagobert Peche aus dem Jahr 1919.

Es schließen sich dauernd solche Kreise über die Zeiten hinweg in der Ausstellung „Peche Pop“ im Wiener MAK. Als wichtige Figur der Wiener Werkstätte habe er dort „die Formensprache explodieren“ lassen, sagen die Kuratorinnen Anne-Katrin Rossberg und Claudia Cavallar. Schon vor 26 Jahren gab es eine große Personale im MAK. Dieses Mal verbindet die Schau Peche mit der Nachwelt.

Es ist ein Œuvre, das bis heute poppig wirkt und nachhallt. In sie-

ben Kapitel ist die Schau unterteilt, die sich dem Werk mit Titeln wie „Unheimlich“ oder „Metamorphosen“ thematisch nähern. 700 Objekte sind zu sehen.

Peche wurde 1887 in St. Martin im Lungau geboren, wuchs im Flachgau auf, ging in Salzburg in die Schule. Das Land, die Formen der Natur, denen er damals begegnete, haben ihn zeitlebens nicht verlassen, auch nachdem er zum Studium nach Wien kam. Zwischendrin steht da dann auch ein Bauernkasten von 1775 aus Oberösterreich. Die Muster, die Ornamente, die Nachstellung der Holzmaserung, all das ist dann rundherum auch in den Werken von Peche zu entdecken.

Neben Hunderten Skizzen und Objekten Peches wurde für die Schau danach gesucht, wo sich seine Leidenschaft als Inspiration, manchmal vielleicht gar als Kopiervorlage in nachfolgenden Generationen niederschlug. „Peche hat in seiner Faszination nicht nachgelassen“, sagt MAK-Direktorin Lilli Hollein. Seine Werke setzten „immer

noch Energien frei, auch hundert Jahre nach seinem Tod“.

Leicht nachvollziehbar wird da auch, dass Peche kein Dekorateur war, sondern aus einem „inneren Antrieb ein Gestalter“, sagt Kuratorin Rossberg. „Es hat den Anschein, dass alles, was sein Leben war, ins

„Dagobert Peche war ganz gewiss kein Behübscher.“

Anne-Katrin Rossberg, Kuratorin

Design floss, jenseits jeder Nützlichkeit, bloß dem Schönen, Feinen, Formvollendeten verpflichtet. Dabei spielt er mit Gegensätzen, sowohl beim Inhalt als auch beim Material, das er manchmal so erscheinen lässt, als wäre es ein anderes“, sagt Rossberg. Holz wirkt dann wie Stoff. Keramik wie Papier.

Querverweise zum Einfluss des „Ornamentgenies“ und „Künstlerhandwerkers“, wie Peche genannt wurde, reichen bis zu einer aus

einer Kette konstruierten Lampe von Franz West oder der legendären Zitronenpresse von Philippe Starck. In deren Spinnenartigkeit sieht Rossberg jene „Wesenhaftigkeit“, die bei Peche die Gegenstände bekamen. Und tatsächlich scheinen sich etwa seine Tapeten wegen ihrer Muster zu bewegen oder schaffen durch raffinierte Gestaltung ein räumliches Gefühl. Eines der Prachtstücke der Schau, ein dunkler Salonschrank von 1913, vereint dann auch protziges Glänzen der Oberfläche mit feinen, gewundenen Beinen, ganz so als würde der Schrank gleichzeitig davonlaufen und seinen mächtigen Platz im Raum behaupten wollen. Der Schrank ist für die Schau auch ein zufälliger Glücksfall: Erst kürzlich wurde er in einem Antiquariat in Brüssel entdeckt, konnte vom MAK angekauft werden und schafft es „gerade noch rechtzeitig“ in die Ausstellung. Vieles wirkt bei Peche radikal in seiner Hinwendung zu neuer Form. „Er war kein Behübscher“, sagt Rossberg.

Am Ende, wo mit dem Westwood-Kleid wie schon öfter zuvor in der Schau die Verbindung zur Mode hergestellt wird, fällt einem noch einmal der Anfang ein. Im ersten Raum, wo die frühen Arbeiten von Peche zu sehen sind, scheint es, als würden auf schwarzen Stoffen oder Tapeten Blumen explodieren. Diese Kraft des Gegensatzes bestimmt die Ausstellung ebenso, wie die Verschlungenheit aller Dinge erkennbar bleibt. Dagobert Peche verwandelte Spiegel oder Geschirr, Tischchen oder Stoffe in eine Art neue Natur anhand von Leitmotiven, die aus der Natur stammen. Alles scheint zu wachsen, zu sprießen, kurz: zu leben, auch wenn alles dem Credo folgt, wonach sein Werk jeder Nützlichkeit trotzen würde. „Peche Pop“ macht klar, dass die paar Jahre, die Peche hatte – er starb 1923 mit nur 36 Jahren –, reichten, um bis heute Einfluss zu haben.

Ausstellung: „Peche Pop“, Wien/MAK (bis 11. Mai 2025).

Der düsterste Blick auf Romeo und Julia birgt schönen Gesang

Die Universität Mozarteum zeigt Bellinis Shakespeare-Oper „I Capuleti e i Montecchi“ in einer ungewöhnlichen Fassung.

FLORIAN OBERHUMMER

SALZBURG. So nah war einem das berühmteste Liebespaar der Welt wohl noch nie: Mitten durch den Zuscherraum fräst sich eine Leitplanke, die das Drama um Romeo und Julia zentral ins Geschehen rückt. Mehrere solcher exponierter Bühnenelemente bilden die Szenerie für den Krieg zwischen den Familien Capulet und Montague, aber auch für die Liebesszenen. Der Blick auf den Kern des Shakespeare-Stoffs ist unverstellt.

Vincenzo Bellinis „I Capuleti e i Montecchi“ gelangt als erste Opernproduktion des Wintersemesters an der Universität Mozarteum auf die Bühne. Für die Studierenden bietet der Einblick ins Belcanto-Fach wertvolle Erfahrungswerte. An künftigen Arbeitsplätzen wird kein Weg an diesem Repertoire mit seinen spezifischen Anforderungen an eine Gesangsstimme vorbeiführen. Neue Hör-Erkenntnisse beschert



Carmen Lázaro als Romeo, Amelie Sophie Gorzellik als Giulietta.

die spezielle Fassung für Kammerorchester: So ruppig und aufwühlend klingt Bellinis „Tragedia lirica“ wohl nur selten. Gernot Sahler erzeugt am Pult seiner 15 Studierenden enorme Spannung, die der Dramatik des Stoffs gerecht wird.

Die jungen Stimmen kommen im reduzierten orchestralen Klangbild

bestens zur Geltung. In der Besetzung, die in der Generalprobe am Montag zu erleben war, befinden sich einige interessante Sängerinnen und Sänger. Da wäre etwa Carmen Lázaro, die den Romeo mit ausgereiftem Mezzosopran bewältigt. Sowohl Höhe als auch tiefere Lagen erweisen sich als tragfähig,

auch über ein fein austariertes Piano verfügt die spanische Postgraduate-Studentin. Giulietta ist hingegen nicht unbekannt: Amelie Sophie Gorzellik hat am Haus bereits die „Figaro“-Susanna verkörpert. Ihre Stimme hat seither an Fülle gewonnen, mit der geht die Sopranistin noch verschwenderisch um. In den zentralen Duetten gelingt beiden Sängerinnen die Balance zwischen leidenschaftlicher Darstellung und dienlichem Gesang.

Oscar Rubén Oré Alarcón hat das Zeug zum Belcanto-Tenor: Der Peruaner ließ in der Generalprobe Strahlkraft, Schmelz und Legato-Kultur freilich nur phasenweise aufblitzen, da er bis Samstag in sämtlichen vier Aufführungen den Tebaldo singen wird. Ähnliches gilt für den mächtigen Bass von Vsevolod Chernyshev als Capello.

Bellinis Shakespeare-Oper, die hier auf zwei pausenlose Stunden Spieldauer gestrafft ist, weicht phasenweise vom Original ab: So steigt

die Handlung erst nach Romeos Mord an Juliettas Bruder ein. Die Situation ist von Beginn an verfahren, Hass und Gewalt dominieren das Geschehen. Alexander von Pfeil nimmt diese Stimmung in seiner düsteren Inszenierung auf, innerhalb der ausgeklügelten Bühnenkonstellation kommt speziellen Lichtstimmungen und den Schwarz-Weiß-Kostümen von Ausstatterin Laura Trilsam besondere Bedeutung zu.

Nach einem Schlüsselmoment der Oper, der Kampfszene im Finale des ersten Akts, verlässt die Produktion Bellinis Notentext: Zu gleißenden Strobeffekten ertönen dissonante Orchesterklänge, die szenische Dramatik wird dadurch noch zugespitzt. So viel künstlerische Freiheit darf an einer Uni durchaus erlaubt sein.

Oper: „I Capuleti e i Montecchi“ von Vincenzo Bellini. Salzburg, Universität Mozarteum, bis 14. Dezember.